fand man in den Grundmauern den Tempel eines Gottes Mêkâl. Ich möchte hierbei die Frage erheben, die ja seit Hermann Wirths berühmtem Werk nicht mehr bei **jedem** Fachgelehrten Tobsuchtsanfälle erregt, ob diese Bezeichnung „Mêkâl" nicht auf nordische Beziehungen schließen lassen könnte und mit dem griechischen „megas", mit micha-el und unserem deutschen „michel", dem „Gewaltigen", „Mächtigen" und schließlich ältesten deutschen Heiligen zusammenhängen könnte. Beim Auffinden der Festungsmauer-Reste auf dem Ophel, dem Hügel bei Jerusalem, auf dem die Feste Davids lag, war der Unterzeichnete zum Teil selbst anwesend. Man fand auch dort, wie so häufig, noch Höhlenwohnungen, ein Zeichen, daß die Juden damals noch nicht allzu anspruchsvoll in Bezug auf „Wohnkultur" waren. Wie rätselhaft in diesem rätelhaftesten Land der Welt noch manches ist, kann man daraus ersehen, daß F. A. Schäffer auf râs-esch-schamra ein ganzes Archiv in Keilschrift entdeckte, dessen Sprache noch völlig unbekannt ist. Seit der Entdeckung einer Schicht Moustérien-Haushalts nebst einem Frauenschädel dieser Rasse sind nun alle Zeitabschnitte der Menschgeschichte auch in Vorderasien vertreten. Auch Höhlenzeichnungen, ganz übereinstimmend mit denen aus Südfrankreich, Spanien und Nordafrika, wurden von Macalister in einer unterirdischen Höhle bei Gezer entdeckt. Diese stammen aber wohl nicht, wie der Verfasser des Buchs sagt, aus der jüngeren Steinzeit, womit man doch im allgemeinen die „Neusteinzeit" meint, sondern aus der gleichen Zeit wie die europäischen Bilder, nämlich aus dem Magdalénien. Früher waren die Gelehrten bei Funden von Menschenknochen unter den Hausböden gleich bereit, an „geschlachtete" Kinder zu denken. Jetzt weiß man, daß es Begräbnisse aus der Broncezeit sind, die man, wie auch bei uns damals öfter, unter dem Hausboden oder im Hof anlegte. In 2. Sam. 5, 11 wird erwähnt, daß David für den Bau seiner Burg Handwerksleute aus Tyrus, also Phönizier, zuziehen mußte. Dies ist jetzt auch durch Augenschein erwiesen. Steinmetzzeichen beweisen, ebenso wie noch an der salomonischen Tempelmauer, daß es sich um **nicht** jüdische Arbeiter handelte. Ueberhaupt zeigt sich überall die Abhängigkeit der israelitischen Kultur von der ägyptischen und babylonischen, die dann von der griechisch-römischen abgelöst werden. **Eigene** Kultur haben wie der Verfasser des Buchs ausdrücklich schlußfolgert, die Israeliten nie erzeugt, was mit ihrer **Religion** natürlich nichts zu tun hat.

Ludwig Diehl.

Böker, Hans. Tiere in Brasilien. Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart. Mit 100 Bildern und 9 Kartenskizzen. Geb. 25 ℳ.

Die Reise Professor Bökers von der Universität Freiburg i. Br. erstreckte sich auf Nordbrasilien und den Amazonas. Vom Standquartier mit Zelt und Hängematte hat die Expedition überall wo sie war, Streifzüge unternommen, gejagt, beobachtet und anatomische Untersuchungen gemacht. Besonderes Augenmerk wurde auf die Fische und Reptilien gerichtet, aber auch auf den Vogelflug in anatomischer Beziehung und im Vergleich mit der Mechanik unserer verschiedenen Flugzeug-Arten. Im Faltboot werden die Flüsse befahren und wir hören näheres über den kleinen, doch auch dem Menschen gefährlichen Raubfisch Piranha, den viele bisher als ein übertrieben gefährlich dargestelltes, halbes Fabelwesen ansahen. Das Buch ist hauptsächlich für den Wissenschaftler geschrieben, aber auch für jeden Laien, der Interesse an der Natur hat, anregend und spannend. Begegnungen mit Giftschlangen und der Fang einer riesigen Anakonda werden erzählt, welch letztere lebendig ins Berliner Aquarium kam. Bei allen beobachteten Tierarten, darunter Affen, Ameisenbären, Beutelratten, Faultieren, wilden Meerschweinchen und vielen anderen, wird besonderes Augenmerk auf das Verhältnis der Tiere zu ihrer Umgebung in der freien Natur gerichtet und die Gesetzmäßigkeit der anatomischen Konstruktion der betreffenden Tierart in dieser Beziehung erklärt. Immer trifft man dabei wieder auf die wunderbare Anschmiegung der Tierfarbe an die Farbe der Umgebung, aber auch wieder auf das Vorhandensein scheinbar dem widersprechender greller Farbenflecke. Diese grellen oder leuchtenden Farbentupfen sind **Erkennungszeichen** in dem allgemeinen Einerlei für die **Art**genossen und so wunderbar angebracht, daß sie trotz ihres Hervorstechens aus der Allgemeinheit dem Auge nicht auffallen, weil sie wiederum anderen kleinen Farbflecken in der großen Einheitsfarbe gleichen, nämlich Blumen, Blüten usw., die dort wachsen. Alles in allem ist das Buch ein groß angelegtes, vorzügliches Werk und durch seine Bemerkungen über Geologie, Land, Leute und Sitten in diesen abgelegenen Teilen Brasiliens von allgemeiner Wichtigkeit. Die Ausstattung ist vorzüglich.

Ludwig Diehl.

Schriftleiter und Verleger: Dr. Rudolf Denzel in Stuttgart.
Druck der Stuttgarter Buchdruckerei-Gesellschaft (früher Chr. Fr. Cotta's Erben).

Besondere Beilage

des

Staats-Anzeigers für Württemberg

1933

Stuttgart
Druck der Stuttgarter Buchdruckerei-Gesellschaft
(früher Chr. Fr. Cottas Erben).

Inhalts-Angabe 1933.



Besondere Beilage

des Staats-Anzeigers für Württemberg

Nr. 1 Stuttgart, den 31. Januar 1933

Ueber den Zufall in der Geschichte.

Von Professor Dr. Ernst Marx, Stuttgart.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts durchtobte ein gewaltiger Kampf die Reihen der zünftigen deutschen Historiker, ein Kampf, dessen hochgehende Wogen allmählich abebbten, ohne daß ein Friedensschluß ein natürliches Ende geschaffen hätte*). Hie Geschichte der kollektiven Gewalten, hie Geschichte der individuellen Kräfte: so lauteten die Losungsworte, die von den beiden widerstrebenden, sich grimmig befehdenden Parteien ausgegeben wurden. Schroff standen sich die Ansichten gegenüber. Die eine, die individualistische oder heroistische, betrachtete als „die Quelle alles menschlichen Werdens und Schaffens hervorragende Persönlichkeiten", „eminente" Individuen, wie sie der geistvollste Vertreter der „kollektivistischen Auffassung" genannt hat, Karl Lamprecht, der frühere Leipziger Geschichtslehrer. Die andere, eben die kollektivistische, „verwarf oder beschränkte in hohem Maße den Einfluß der Heroen" und suchte die Gründe der Veränderung allein oder vorwiegend in der Masse. Kurz gefaßt lautet das viel erörterte Problem: bestimmen die Massen oder die Individuen die geschichtliche Entwicklung?

Daß radikale und gemäßigte Elemente in beiden Lagern wirkten, ist selbstverständlich. So wurde in den extremsten Teilen des „individualistischen Lagers", an dessen Spitze der ehemalige Göttinger Historiker, Max Lehmann, stand, dem Einfluß der Persönlichkeit auf den Gang der Historie der größte Spielraum zugesprochen. Hier ging man so weit, daß man die Geschichte in eine Menge aneinandergereihter Biographien auflösen zu können glaubte. „Die Geschichte der Menschheit", sagt Max Lehmann, „ist nur die Geschichte der Helden, der Persönlichkeiten. Sie ist darum rein individuell; es gibt keine typischen Vorgänge in der Geschichte, keine Gesetze. Eine geschichtliche Erscheinung läßt sich nie und nimmer erklären, aus Ursachen herleiten, sondern nur verstehen." Dieses „Verstehen" aber meint Lehmann nur im Sinn des alten Pragmatismus. In der Natur herrscht Notwendigkeit; in der Geschichte waltet Freiheit. Es ist keine allgemeine Strömung vorhanden, die seit dem Anfang der Geschichte fortlaufend auch den Helden forträgt, sondern, wie es scheint, bildet jeder

*) Vgl. zu den folgenden Ausführungen die Werke von Barth, Du Bois-Reymond, Lamprecht, Lehmann, Lindner, Rümelin, Windelband u. a.

Literarisches.

Banse, Ewald, Deutsche Landeskunde Teil II: Süddeutschland und Alpendeutschland. J. F. Lehmanns Verlag, München 1932. Mit 59 Abbildungen und 2 farbigen Karten, geheftet RM 10.—, Leinwand RM 12.—

Der Verfasser hat in verschiedenen Büchern, insbesondere in dem Werk „Landschaft und Seele" die Forderung nach einer neuen Art von Landeskunde, der „Gestaltenden Geographie" gestellt, welche die seelische Verbundenheit von Landschaft und Volkstum zur Darstellung bringen will. In der „Deutschen Landeskunde" gibt der Verfasser nun selbst ein Beispiel dieser gestaltenden Geographie. Die Landschaft wird aus den natürlichen Bedingungen entwickelt und in künstlerisch geschauten Bildern geschildert, die Volksseele in ihrer Besonderheit als das Ergebnis von Landschaft, Blut und Geschichte dargestellt. Demgemäß werden in die Darstellung sämtliche Gebiete mit deutsch sprechender Bevölkerung und deutscher Kultur einbezogen, also auch Oesterreich, Böhmen, die Schweiz und das Elsaß. Der deutsche Standpunkt im völkischen und kulturellen Sinne wird mit aller Kraft vertreten. Elsaß: „Das klingt nach Schwerthieben und Kanonendonner, das rasselt von Heerwagen und keuchenden Pferden, das erzittert von heimlicher Wühlerei und Neidingstum, und der Franzmann steht dahinter, immer der Franzmann mit seiner gierigen Raubtatze und seinem Gelüge" (S. 354). „Kein Glied hat ein sittliches Recht, sich von seinem Körper zu lösen, insonderheit, wenn es diesem selber so schlecht geht wie dem Reiche zu jener Zeit, und ein Glied, das trotzdem so handelt, wird verbrennen in der Hölle der Entvolkung jetzt und immerdar" (S. 395). Und von Straßburg heißt es (S. 406): „Fremde Uniformen und gepuderte Gesichter treiben sich zwischen ihren alten Fachwerkhäusern herum und spotten der Reste deutscher Zeit — die aber harren geduldig des Tages da die Münsterglocken wieder über ein befreites Elsaß läuten und dröhnen werden." — Unsere Zeit bedarf solcher mutiger und begeisterter Bücher, um die Heimatliebe neu zu entfachen und das deutsche Recht in der Welt zu verteidigen. Die Grenzen politischer Klugheit sollten dabei freilich nicht überschritten werden. Vor allem aber sollte der Boden des Tatsächlichen fest und zuverlässig sein. Dies ist leider in sehr vielen Einzelheiten nicht der Fall, namentlich nicht auf geschichtlichem Gebiet. Der Pfahlgraben z. B. wurde nicht im 4. Jahrhundert (S. 359), auch nicht endgültig im Jahr 469 (S. 422), sondern schon im Jahr 260 von den Alamannen überrannt und das Zehntland besetzt. Stuttgart wurde nicht erst im 15. Jahrhundert Herrschersitz, sondern schon um 1350 (S. 428); die Leonhardsvorstadt ist mindestens 100 Jahre früher entstanden, als S. 428 angegeben ist. Ulm wurde nicht 1027, sondern um 1164 zur Stadt erklärt (S. 434). Cannstatt ist bis heute keine Hafenstadt geworden (S. 428). Auch das Geologische ist vielfach nicht zutreffend (vgl. den Schnitt S. 343); die Landschaft südlich von Hohen-Rechberg und Stuifen besteht nicht aus Keuper und Lias, sondern nur aus Braunem Jura (S. 423). Daß es S. 429 statt Schwarzwald Schurwald heißen muß, ist wohl nur ein Druckfehler. Das Ebinger Industriegebiet (S. 431) ist entschieden vernachlässigt. Diese wenigen Beispiele mögen genügen. — Die Schilderung der landschaftlichen Stimmung und ihres Gesamtwesens sowie der jeweiligen Eigenart der Bewohner ist wohl am besten gelungen. „Wenn wir uns nun dem Schwabenlande zuwenden, so ist das, als tasteten unsere Hände nach einer Krone, die über uns schwebt und deren Spitzen helle Strahlen in alle Lande hinausgehen lassen." Die neuzeitliche Rassenlehre einschließlich der urgeschichtlichen Forschungsergebnisse ist weitgehend berücksichtigt, wenn auch gelegentlich recht gewagte Werturteile und Deutungen gegeben werden. Wenn man auch die deutsche Grundgesinnung und die Absicht zu einer künstlerischen Ganzheitsschau der deutschen Lande warm begrüßt und die sprachliche Leistung einer fast fremdwortfreien bildkräftigen Darstellung hoch bewertet, so wird man das Werk doch nur als einen nicht voll geglückten Versuch auf dem neuen Weg bezeichnen müssen. Heute soll gewiß das Bestreben im Vordergrund stehen, einen neuen Geist in die Wissenschaft und in die deutschen Schulen hineinzutragen. Das geistreiche und anregende Werk ist hiezu sicherlich in hervorragendem Maße geeignet. Es bedeutet aber eine Hemmung für den Gebrauch, daß man das Tatsächliche immer wieder selbst nachprüfen muß. Die beigegebenen Bilder sind durchweg gut ausgewählt und trefflich wiedergegeben.

Schwenkel.

Schriftleiter und Verleger Oberregierungsrat Dr. A. Horlacher in Stuttgart.
Druck der Stuttgarter Buchdruckerei-Gesellschaft (früher Chr. Fr. Cotta's Erben).

Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg

Nr. 8 — Stuttgart, den 31. August — 1933

Was bedeutet heute Familienkunde?

Von Kurt Erh. von Marchtaler, Stuttgart.

Hinter uns liegt ein Zeitabschnitt, der in seinem kulturellen Aufbau eine Zurücksetzung deutscher Kulturgüter und nationaler Erfordernisse bedingte. Nicht zuletzt bestand die Gefahr, daß in dieser Zeit der geistigen Verflachung und des sittlichen Niedergangs die Grundpfeiler und Keimformen jeder Nation, nämlich Ehe und Familie, der Zerrüttung anheimfallen würden. Durch die allgemeine Zeitenwende beginnt in weiten Kreisen des deutschen Volkes sich das Bewußtsein durchzusetzen, daß eine Erneuerung des Volkes zum guten Teil mit von der einzelnen Familie beeinflußt werden muß. Der allgemeine Glaube an den Wiederaufstieg der deutschen Nation bedingt daher in erster Linie, daß sich in jedem Einzelnen das Verantwortungsgefühl gegenüber seinen Voreltern, wie vor allem auch gegenüber seinen Nachfahren regt und wach bleibt. Es ist oft beschämend feststellen zu müssen, daß die große Masse des Volkes sich noch so wenig der Tatsache bewußt ist, wie ungeheuer stark doch die Art und das Erleben der Voreltern unser eigenes Geschick und Dasein beeindrucken müssen. Gerade uns Deutschen tut historisches Denken und Fühlen doppelt not, denn uns fehlte ja bis vor Kurzem die vielen anderen Völkern eigene einheitliche Geschichte des Gesamtvolkes.

Wie man keine Volksgemeinschaft in ihren Ideen und Zielen verstehen kann, ohne ihre Herkunft und Entwicklung zu kennen, so ist es auch für jeden Einzelnen nötig zu wissen, wer und was seine Voreltern waren, woher sie kamen und wo sie lebten, was das Leben ihnen gab oder was es von ihnen forderte. Dieses Interesse um das Wissen über die Voreltern muß eine selbstverständliche Sache für jedermann werden, ob Bauer oder Städter, ob arm ob reich, ob jung ob alt. Wenn auch der Herr Reichsinnenminister, Pg. Dr. Frick, die kulturpolitische Forderung verkündet hat, daß im Zusammenhang mit Rassenkunde und Erbgesundheitslehre auch die Einführung in die praktische Familienkunde und ihre Ziele als Pflichtschulfach aufgenommen werden soll, so gilt es jetzt doch für die älteren Generationen nicht zuzuwarten, bis die Jugend nachgewachsen ist, sondern jetzt schon für ihr Teil nach Kräften an der Beschaffung der Unterlagen für Rassenkunde mitzuarbeiten.

Bei solchen Hinweisen hört man meist dieselben abgegriffenen Einwendungen, nämlich daß die Pflege der Familienkunde eine Luxus-

Kreysing, verfaßt und gezeichnet, der als Begründer des antipiratischen Vereins in Hamburg eine besondere Befugnis zu seiner scharfen Abwehr beanspruchen konnte. Ein kurzer Auszug mag ohne weitere Erläuterung den Nachweis über den Zusammenhang der königlichen Weisungen mit den Briefen des „Hanseaten" erbringen, der „noch zwei andere lange Briefe unterm 1. April geschrieben" hat, aus seiner Anonymität aber nicht heraustritt.

„An den Verfasser der in der „Allgemeinen Zeitung" Ende Januars und Anfangs Februars d. J. mitgeteilten vier Briefe über Handel und Industrie, mit Hinsicht auf die Hansestädte.

Sie haben, mein Herr, ohne Zweifel ein vollkommenes Recht, sich Ihrer Vaterstadt, wie der übrigen Hansestädte gegen gewisse Angriffe, die das bekannte Manuscript aus Süddeutschland auf solche macht, anzunehmen. Alles, was Sie zur Rechtfertigung und zur Ehrenrettung dieser Städte, und besonders Hamburgs, beibringen, hat so sehr meinen Beifall, daß ich geneigter wäre, noch Manches nachzutragen, als zu bestreiten. . . . aber da ich mit dem Geiste und der Verfassung derselben hinlänglich bekannt bin, so kann ich mich nicht entbrechen, diese Städte gerade gegen Schriftsteller Ihrer Art zu verteidigen und . . . meine wohlgegründeten Zweifel dagegen ausdrücken, daß Sie die Meinung der Mehrzahl der Einsichtsvollen und Guten Ihrer Stadt aussprechen . . . Uebrigens erkläre ich nur ganz kurz und einfach, daß jenes Manuscript und der Handelsverein nicht in die geringste Berührung miteinander stehen. — Weshalb mußten Sie also den Handelsverein angreifen, indem Sie Ihre Stadt und den Handel derselben gegen Angriffe des Manuscripts verteidigen und rechtfertigen? . . . Wir haben zu viel Achtung für Ihre Städte, um Sie als deren Repräsentanten zu erkennen, gegen die absolute Vernunftmäßigkeit und Wünschenswertigkeit „der Bestrebungen des Handelsvereins können Sie nichts beibringen: Hören Sie also auf, ihn zu verfolgen . . ."

Eine Erkenntnis hebt sich aus all den öffentlichen und amtlichen Befassungen, die von dem Manuscript aus Süd-Deutschland handeln und daraus erwachsen sind, mit unverkennbarer Klarheit heraus, daß nicht so sehr die verantwortlichen Minister es sind, die gegen List aufstehen. Sie erfüllen lediglich ihre amtliche Aufgabe, zu sagen, was der Wille des hinter ihnen stehenden Königs Wilhelm I. sie anwies. List hatte mit seinem Vorgehen zu empfindlich dessen Eigenmächtigkeit gestreift, und dafür gab es keinen Pardon.

Uhlands Haus und Garten im Wandel der Zeiten.

Von Prof. Dr. E. Kapff.

Wenn es je einen bodenständigen Dichter und Gelehrten gegeben hat, so war Ludwig Uhland ein solcher und man vermag aus seinem Lebensbild die Behausung, in der er die Jahre der späteren Mannesreife und des Greisenalters inmitten seiner Geburtsstadt zubrachte, nicht wegzudenken. Daher kommt auch in der Uhland-Literatur wie in den Aufzeichnungen bekannter Männer und Frauen, die zu der Musenstadt in nähere Beziehungen traten, das zur Neckarbrücke hinabschauende, heute mitten in Tübingen gelegene Haus am Fuße des Oesterberges mit seinem darüber emporragenden Berggarten immer wieder zu Ehren. Und immer wieder mußte sich die Ueberzeugung aufdrängen: dies war die seiner Persönlichkeit ganz entsprechende Heimstätte, die dem für die Oeffentlichkeit wirkenden politischen Kämpfer den Frieden des häuslichen Herds, dem in unermüdliche Geistesarbeit vertieften, selbst auf den täglichen Spaziergang meist

verzichtenden Wissenschaftler den Zusammenhang mit der Natur sicherte und dem kinderlosen und eher einsiedlerischen als geselligen Hausherrn die ihm wie der um ihn treu besorgten Gattin zum Herzensbedürfnis gewordene Ausübung einer vor allem dem Nachwuchs in der Verwandtschaft zugute kommenden Gastfreundschaft ermöglichte.

Nach dem Tode des Dichters und dem späteren Wegzug der Witwe war die Erhaltung des Anwesens in seiner ursprünglichen Gestalt mit dem immer mehr verschönerten und durch neue Anpflanzungen bereicherten Garten in Frage gestellt. Zuerst übernahm es eine Frau von Meunier, dann Professor K. Sigwart, von denen der erste Umbau im Innern herrührt, später dessen Erben. Diese boten es in anerkennenswerter Weise der Burschenschaft Germania als der gegebenen Pflegerin der Uhlandschen Ueberlieferung und benachbarten Grundbesitzerin zum Kauf an. Mit der im Jahr 1910 erfolgten Besitzergreifung durch deren Philisterium war sodann die Möglichkeit geschaffen, das Ganze von einem höheren Standpunkte aus pfleglich zu behandeln und als hervorragendes Denkmal der schwäbisch-deutschen Geistesgeschichte und schlichten, kernigen Bürgertums aus der Blütezeit des nationalen Liberalismus der Nachwelt zu erhalten. Natürlich vermochte eine studentische Verbindung, die wie alle andern immer auf den unsicheren Zuwachs von neuen „Füxen" angewiesen ist, dieser Aufgabe nicht ohne weiteres in vollem Umfange zu genügen, besonders in den Kriegs- und Nachkriegsjahren. Es galt also den neu erworbenen Besitz auch praktisch zu verwerten. Dies geschah, indem der obere Stock an einen Arzt vermietet, der untere — ein Erdgeschoß gibt es bei der Anlehnung des Hauses an den steil ansteigenden Berg nicht — zu Gesellschaftsräumen für die Studierenden der Germania und ihre Besucher verwendet wurde. Später nach dem Wegzug des Mieters konnte die von ihm innegehabte Wohnung gleichfalls der Unterbringung von Studenten dienen. Damit näherte sich das Haus wieder dem Zweck, den es teilweise zu Uhlands Zeiten erfüllte, als dieser seinen Pflegesöhnen Wilhelm Steudel und Ludwig Meyer und dem Neffen Karl Neeff darin dauernden Aufenthalt gewährte und es für Freunde wie den auch in Tübingen lebenden Junggesellen Paul Pfizer stets offen hielt.

Eine eigentliche Lösung des Problems war damit nicht erzielt. Diese kam erst nach der Erbauung des auf dem Grundstück der alten „Eisertei", der bekannten Burschenschaftskneipe, nach Niederreißung des früheren Germanenhauses durch Prof. Schmitthenner neu erstellten Bundesheims. Nachdem hiefür bedeutende finanzielle Opfer gebracht worden waren, entschloß sich der Philisterausschuß Anfang der dreißiger Jahre vollends auch noch zu einem weiteren Schritt, indem er der Versuchung widerstand, durch den Verkauf des für die Verbindung nicht lebensnotwendigen Anwesens einen Teil der beim Neubau entstandenen Kosten zu decken. In diesem Falle wäre wohl eines der Tübinger Cafés hieher in die günstigste Verkehrslage der Stadt verlegt und diese allerdings um eine „Attraktion" im Sinne der für „Betrieb" schwärmenden Gegenwart bereichert worden. Im Frühjahr 1933 wurde der Umbau im unteren Stock des Uhlandhauses vollzogen, womit Haus und Garten endgültig für folgende Zwecke freigemacht wurden:

1. Im früheren unteren Stock mit dem Studierzimmer und der Bibliothek Uhlands dient eine Sammlung von Erinnerungen an den Dichter und Uhlandiana aller Art, von denen eine Auswahl ständig ausgestellt ist, der Pflege des Gedächtnisses des Dichters.

2. Der Garten bleibt, abgesehen von dem Abschnitt des Terrassenbaues mit dem stimmungsvollen Gefallenen-Denkmal, ganz als Denkmal der Gartenbaukunst der Biedermeierzeit und als Erinnerungsstätte erhalten.

3. Der obere Stock des Hauses ist wie bisher der Unterbringung von Studenten vorbehalten, die unteren Räume werden praktisch als Unterkunft für den studentischen Archivar und als Lesezimmer verwendet.

4. Im unteren Stock wird ferner durch eine Sammlung ausgewählter Archivalien und sonstiger Schaustücke aus der Zeit von 1816 bis in die Neuzeit Anschauungsunterricht über die Vergangenheit der Tübinger Burschenschaft, insbesondere ihre Sturm- und Drangjahre, vermittelt. Die Registratur, eine kleine Bücherei, Schränke für die Aufbewahrung der zur Auswechselung mit den ausgestellten bereit gehaltenen Gegenstände befinden sich gleichfalls hier.

Nach diesem besitzrechtlichen Ueberblick und einer Feststellung des derzeitigen Standes verlohnt es sich, in wenigen Zügen ein Bild des Uhlandhauses im Rahmen der Zeit, als der Dichter und seine Gattin es bewohnten, zu umreißen und neben den Besitzern auch dieser und jener Persönlichkeit zu gedenken, die damals dem genius loci huldigen durfte. „Heiter, schlicht und vornehm" — das war der erste Eindruck, den der auf der Neckarbrücke nahende Wanderer nach dem Urteil der Zeitgenossen von dem Werk des Architekten und Privatdozenten Karl Marcell Haigelin empfing. Für die Heiterkeit sorgte der grüne Hintergrund und die ländlich anmutende Umgebung — war doch der Bau für den damaligen Professor der Rechte Karl Georg Wächter fast im Freien, vor dem Stadttor errichtet worden —, die Schlichtheit lag im Baustil der Zeit und war schon durch die wirtschaftliche Not im Gefolge der napoleonischen Kriege geboten, die Vornehmheit verbürgte die verhältnismäßige Ruhe vor dem noch nicht wie heute an der Kreuzung geräuschvoller Verkehrsstraßen gelegenen Gebäude und wiederum der antikisierende Stil: vorgemauerte Terrasse, jonische Pilaster, darüber eine sehr bürgerliche Attika in Gestalt eines bescheidenen Dachstocks. So erregte denn der außerdem von einem 31jährigen, schon mit 21 Jahren zum außerordentlichen Professor ernannten Gelehrten unternommene Neubau in den akademischen und bürgerlichen Kreisen des damaligen Tübingen berechtigtes Aufsehen.

Das Innere entsprach nach einem vorübergehenden Besitzwechsel und dann dem Einzug Uhlands im Jahr 1836 der Schlichtheit des äußeren Baues. Kein „Poetenwinkel", wie man sich etwa an den gesegneten Ufern des Rheins oder in der Hauptstadt des bayerischen Nachbarlandes ein solches Dichterheim vorstellen mochte. Wohl aber waltete hier eine streng bürgerliche „Sachlichkeit", die allem, was nach Prunk, Luxus und auch nur Bequemlichkeit aussah, mit puritanischer Abneigung gegenüberstand. Den Glanzpunkt in Hinsicht auf das, was man heutzutage Komfort nennt, bildete im kleineren unteren Stock das bescheidene Sofa für die Besucher im Studierzimmer. Was der Besitz eines solchen in dem damaligen Tübingen bedeutete, zeigt ein Vergleich mit der Häufigkeit des Vorkommens dieses Möbels auf den „Buden" der Studenten. Nach der Angabe Robert von Mohls, des bekannten Staatsrechtslehrers, stand in dessen Studienzeit, um 1817—19, wohl nicht mehr als ein Dutzend Kanapees in Tübinger Studentenzimmern, um welche die glücklichen Inhaber von den besitzlosen Kommilitonen beneidet wurden. Allmählich nahm natürlich ihre Zahl zu. Bekannt ist ferner, daß der Dichter mit einem ihm einmal feierlich überreichten Lorbeerkranz nicht eine Wand seines Studierzimmers schmückte, sondern ihn in die Küche trug, ein andermal hängte

er einen solchen auf der Fahrt von Stuttgart nach Tübingen an einen Waldbaum des Schönbuch auf. Und in den acht Jahren, die die Witwe nach dem Tode des Gatten noch in dem Hause zubrachte, blieb der Geist darin der alte, worüber u. a. die Dichterin Isolde Kurz, die als Kind ihre Mutter zuweilen dorthin begleiten durfte, zu berichten weiß: „In den weiten klösterlichen Räumen, die von der Witwe unverändert erhalten wurden, wehte die stille, kalte Luft der Ewigkeit." Dabei hielt der Hausherr seine Behausung nicht für unwert, auch illustre Gäste aufzunehmen, wenn er auch, bescheiden genug, anläßlich des Besuches von Jakob Grimm im September 1846 schreibt: „Es war mir ein eigentümliches Gefühl, den Mann, dessen Werke stets vor mir stehen, einmal leibhaft unter meinem Dache zu beherbergen." Bedeutete aber nicht die dem Hause vorgebaute, noch heute den schönsten Blick auf das Tübinger Stadtbild gewährende Plattform einen gewissen Luxus? Allerdings, wenn sie nämlich die Hausbewohner häufig benützt hätten, etwa um auf ihr ein Täßchen Kaffee zu trinken. Dies war aber keineswegs der Fall. Es widerstrebte dem immer möglichst anspruchslos auftretenden Volksmann, sich hier den Blicken der Vorübergehenden zu zeigen. Vollends eine Ansprache bei festlichen Gelegenheiten von diesem erhöhten Standort an eine unten versammelte Menge war keineswegs nach seinem Geschmack. Als der bei ihm zu Besuch weilende Hoffmann von Fallersleben, der Dichter unserer Nationalhymne, sich mit ihm vor den in einem Fackelzug aufmarschierten Bürgern und Studenten auf dieser Terrasse zeigen wollte, suchte Uhland, allerdings vergeblich, seinen Gast davon abzuhalten. Lieber trat er in solchen Fällen zu ebener Erde unter die Versammelten, statt fürstliche Gepflogenheiten nachzuahmen. Ganz anders fühlte er sich in seinem Element in der vor unberufenen Blicken geschützten Abgeschiedenheit des Berggartens. Gewährt dieser doch von seiner Höhe herab Ausblicke mit einer Fülle der Gesichte, wie sie sich inmitten einer Mittelstadt der Gegenwart kaum anderswo in deutschen Gauen von einer so begrenzten Oertlichkeit aus darbieten dürfte. Zu Füßen windet sich der Neckar unter der die Hauptverkehrsader der Stadt bildenden Brücke hindurch, hinter den im sommerlichen Schmuck üppig grünenden Alleen dehnt sich die heute so stark angewachsene Neckarvorstadt und über den Vorbergen zeichnen sich die bläulichen Höhenzüge der Schwäbischen Alb mit Roßberg und Salmendinger Kapelle im Hintergrunde ab. Auf der Altstadt-Seite aber grüßen in fast greifbarer Nähe und doch durch das enge, steil ansteigende Gewinkel Alt-Tübingens getrennt Stiftskirche, Schloß und Schloßberg herüber, von denen der Blick weiterhin bis zu dem in den Hügel mit der von Uhland besungenen Wurmlinger Kapelle auslaufenden Spitzberg schweift. Hier fand der Hausherr auch die ihm so nötige Ablenkung von einseitiger Kopfarbeit durch die Beschäftigung mit Gemüse- und Obstbau, mit Blumenzucht und der Anpflanzung und Pflege von Zierbäumen und -Sträuchern, wozu dieser Berggarten mit seinem abwechslungsreichen Gelände ganz besonders herausfordert. Die genannte Dichterin wollte sogar eine geheime ungewollte Symbolik in ihm entdecken. „Der Uhland'sche Garten, der in Terrassen den Hügel hinanstieg, war wie die Uhland'sche Poesie: regelmäßig, bürgerlich-korrekt und wohlgepflegt, dabei doch lauter lebendige, vollsaftige Natur; lange, sauber geschnittene, etwas nüchterne Hecken wechselten mit großen Schattenbäumen, tief gewurzelt wie die deutsche Sage, und besonders die schwerbeladenen Fruchtsträucher sind mir in impo-

nierender Erinnerung.“ Am ehesten ließen sich vielleicht die zahlreichen Eibenbäume, die heute den Weg zu dem nach einem Plan von Prof. Wetzel in Stuttgart entworfenen Gefallenendenkmal, wie wir sahen, der einzigen wesentlichen Zutat aus späterer Zeit, ernst und feierlich säumen, mit der besonderen Vorliebe Uhlands für altdeutsches Wesen in Einklang bringen, der sie ihr Dasein verdanken würden. Wird doch der Eibenbaum in forstlichen Kreisen ganz besonders als ein leider immer mehr verschwindendes Denkmal aus dem Waldbestand des alten germanischen Urwalds geschätzt.

Die ganze Sinnigkeit und Naturverbundenheit der echt schwäbischen, auch von den Dichtern dieses Stammes, zuweilen sogar in dithyrambischen Tönen, besungenen Herbstfeier mußte auf diesem urschwäbischen Fleck Erde den befreundeten Familien mit ihrer Kinderschar so recht zum Bewußtsein kommen, wenn der sonst allen Gastereien abholde Uhland dabei alljährlich den Wirt machte. Aber auch zu andern Jahreszeiten fanden diese zuweilen den Weg zu den lauschigen Plätzchen, an denen der Garten so reich ist. Ja die dem engeren Bekanntenkreis angehörige Ottilie Wildermuth durfte auf ihre Klage hin, daß sie in ihrer eigenen Wohnung zu keiner ruhigen Sammlung komme, das auf der Höhe gelegene Gartenhäuschen, einen kleinen Glaspalast in Duodezformat, längere Zeit als eine Art Sommerfrische benützen, um darin den Besuch der Muse zu empfangen. Gäste von auswärts wie der freisinnige Dichter Anastasius Grün, der österreichische Graf Auersperg, konnten bei einer Führung durch den Garten und anschließendem, an die Tiefen des Gemüts rührendem Gespräch sowie angesichts des Rundblicks, den sie von hier aus genossen, von dem pastoralen und doch heroischer Anklänge nicht entbehrenden Reiz der schwäbischen Landschaft und der spröden, dabei mehr „Hehlingen“ auch wieder weltoffenen schwäbischen Geistesart gewissermaßen an der Quelle „einen Hauch verspüren“. Aber selbst hier in den höheren Regionen des Oesterbergs fehlte es nicht an Anlässen zu Reibungen oder wenigstens kleinen Verstimmungen zwischen den Gutsnachbarn. So war das Verhältnis zwischen den zu lärmender Geselligkeit geneigten Rotmützen in der Eifertei und dem mehr stiller Beschaulichkeit zugeneigten Hausherrn des Nachbarhauses nicht immer ungetrübt. Und der Nachwuchs eines anderen Angrenzers, des damals noch bürgerlichen Professors Robert Mohl, teilte offenbar nicht die strengen juristischen Anschauungen des Vaters, aber auch des Nachbars Uhland, auf privatrechtlichem Gebiet. Die ältere Tochter Ida bemerkt einmal rückschauend: „Eine Hauptfreude unseres Vaters war unser hochgelegener Garten auf dem Oesterberge, welcher an das Besitztum von Uhland grenzte. Ein trennender Zaun veranlaßte dortselbst so häufig eine Folge von Grenzkonflikten in Bezug auf Himbeeren und Aepfel, daß meine Schwester (Anna, die Gattin des großen Naturforschers Helmholtz) es lebenslänglich ablehnte, den strengen Nachbarn als großen Dichter zu verehren.“ (Anna von Helmholtz, ein Lebensbild in Briefen, S. 15.)

Wie tritt aber der Wandel der Zeiten dort, wo er am meisten eingriff, im unteren Stock des Uhlandhauses, heute in die Erscheinung? Man gelangt nunmehr durch den Gang, der dieses mit dem benachbarten Germanenhause verbindet, zuerst in einen Vorraum, den die Büsten von Uhland, dem Ehrenphilister der Germania, und Wilhelm Hauff, dem „Feuerreiter“, sowie ein die Ballade „Der Wirtin Töchterlein“ illustrierendes Oelgemälde aus Uhland'schem Besitz und eine Radierung der Wartburg schmücken. Das „Studentenzimmer“, wie der Neffe Karl Neeff das ehemalige Gastzimmer für die darin hausenden Studiosen aus der Verwandtschaft benennt, dient dem studentischen Archivar als Arbeitsraum und zur Unterbringung seiner Registratur. Hier erinnert ein Porträt von Bertold Auerbach an den bekannten Schriftsteller, der als Renonce der „Feuerreiter“ auch mit dem Hohenasperg Bekanntschaft machen durfte, und ein Steindruckbild der Bonner Burschenschaft aus den vierziger Jahren an den zu früh verstorbenen Historiker Otto Abel, den einstigen Bonner Privatdozenten und früheren Tübinger Germanen. In gleichfalls völlig neu, einheitlich in Farbe und Ausstattung, hergerichteten Räumen, dem einstigen Studierzimmer und Bibliothekzimmer Uhlands, sind, neben einer Uhland-Ecke mit früherem Hausrat aus dem alten Haus und einer kleinen Hauff-Sammlung an den Wänden und in Glasschränken, die schon seit einigen Jahrzehnten gesammelten Erinnerungen an Uhland und bildlichen Darstellungen von Bluts- und Gesinnungsverwandten aus dem Uhland'schen Kreis sowie Einzelbestände von Archivalien der Tübinger Urburschenschaft und der Germania im weitesten Sinne der Besichtigung zugänglich gemacht. Dazu gehört eine hervorragende Sammlung von Pfeifenköpfen, die bekanntlich durch die von ihnen angebrachten Mitgliederverzeichnisse besonderen verbindungsgeschichtlichen und durch ihre hübschen Kleinmalereien vielfach künstlerischen Wert besitzen, eine solche von Stammbüchern mit Einträgen auch von Burschenschäftlern anderer Hochschulen, Zusammenstellungen von Bändern, Mützen, Schlägern, Trinkgläsern, von etwa 800 Stück Silhouetten, die im Germanenhause hängenden eingerechnet. Hier sind ferner die wichtigsten schriftlichen und gedruckten Urkunden ausgestellt, so die von dem württ. Kultministerium beigesteuerte Verfassungsurkunde der Urburschenschaft vom Jahr 1816. Immer wieder stößt man sodann auf Erinnerungen an Kämpfer aus den Zeiten der Demagogenverfolgungen und der Sturmjahre 1848/49. Was aber den Besucher auch aus nichtakademischen Kreisen am unmittelbarsten in den Bannkreis der Romantik und frohen Ungebundenheit, aber auch der geheimen, mehr unbewußten Tragik des alten Burschentums versetzen muß, das sind die unter Glas und Rahmen ausgestellten Ausschnitte aus alten Kneipzeitungen, wobei unter den Zeichnern drei Theologen, Theodor Griesinger (imm. 1822), Karl Volz (1842—46 in Tübingen), Julius Sülzer (1843—47 in Tübingen), mit ihren Erzeugnissen allgemeinere Beachtung über das studentengeschichtliche und studentenkünstlerische Interesse hinaus beanspruchen dürfen. Wie köstlich sind z. B. die Porträts der Professoren Fichte (Sohn des Philosophen), Samuel Marum Mayer, Gottlieb Lukas Tafel, Hugo Mohl, des Bebenhäuser Forstmeisters Tscherning oder die bildliche Darstellung der von Fr. Th. Vischer in den pathetischen Schlußsätzen der bekannten „akademischen Rede zum Antritte des Ordinariats am 21. November 1844“ vor das geistige Auge heraufbeschworenen Szene! Wir sehen hier den neu ernannten Professor der Aesthetik, wie er sich den Dolch ins Herz stößt, aus dem ein Blutquell emporschießt, hinter ihm in den Lüften den „Genius mit den blitzenden Silberschwingen“, dessen Dienst er sich geweiht hat, „der leben und schwebend tronen wird, wenn auch diese flüchtige Form längst verschwunden ist, und für den ich — wer mich kennt, wird es mir zutrauen — auch mein Blut geben könnte.“

Dieses neue kleine Studenten-Museum, vereinigt mit einer Sammlung von Erinnerungen an einen der volkstümlichsten deutschen Dichter, das erste dieser Art in Württemberg und in gewissem Sinne in Deutschland, kommt gerade recht in einer Zeit, in welcher der Student mehr als bisher sich zum bewußten Träger des Staatsgedankens und zum vorbildlichen Streiter für die soziale Verbundenheit des deutschen Volkes entwickeln soll. Im Rückblick auf vergangene Zeiten des politischen Kampfes um die höchsten nationalen Güter, friedlicher geistiger Arbeit im Sinne deutscher Wissenschaftlichkeit um der Sache willen und reinen künstlerischen Strebens wird er sich bestärkt fühlen in seiner Hingabe an die großen Aufgaben, die des geistig führenden Menschen in der Zukunft harren. Wenn auch der Zutritt zu dem Uhlandhaus aus naheliegenden Gründen nicht der Oeffentlichkeit freigegeben werden kann, so wird es seine Pforten doch immer denen offen halten, die den Manen eines Uhland und Hauff huldigen wollen und in der Pflege der guten akademischen Ueberlieferung einen der zahlreichen Grundsteine erblicken, auf denen der staatliche und gesellschaftliche Bau der Zukunft ruhen soll. Der schon durch seinen Vater, den bekannten Freund Uhlands, diesem nahe stehende, in dem Archiv auch durch verschiedene Andenken vertretene einstige Führer der Demokratie Karl Mayer hat einmal in seiner späteren Zeit in einer Festversammlung in Stuttgart geäußert, man könne nicht wissen, welcher Partei sich Ludwig Uhland nach der Reichsgründung angeschlossen hätte. Wohl aber glauben wir bestimmt annehmen zu dürfen, daß er heute, wenn er „als Geist herniederstiege“, mit der Verwendung seines früheren Besitztums, so wie sie nunmehr stattfindet, durchaus einverstanden wäre.

Literarisches.

Grothes Kleines Handwörterbuch des Grenz- und Ausland-Deutschtums. Herausgegeben von Dr. jur. et phil. Hugo Grothe in Verbindung mit dem Verein für das Deutschtum im Ausland und dem Institut für Auslandkunde, Grenz- und Auslanddeutschtum, Leipzig. Mit 22 Kartenskizzen. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1932.

Durch den Sieg der nationalen Revolution ist das Interesse am Grenz- und Auslanddeutschtum erfreulicherweise noch erheblich gewachsen. Die Berufung Adolf Hitlers, der in seiner eigenen Person das Grenzlandschicksal selbst erfahren hat, zeigt, daß heute der deutsche Volksgedanke gegenüber dem veralteten Staatsbegriff sich siegreich durchgesetzt hat, und daß die auslanddeutschen Belange, die bisher viel zu sehr unter den Auswirkungen der Genfer Völkerbundspolitik gestanden haben, in Zukunft in ganz anderer Weise in den Gesamtaufbau unserer Außenpolitik eingeordnet werden.

Um so größer ist das Verdienst Hugo Grothes und des Verlages R. Oldenbourg in München, mit der Ausgabe des kleinen Handwörterbuches des Grenz- und Auslanddeutschtums, die in Verbindung mit dem Verein für das Deutschtum im Ausland und dem Leipziger Institut für Grenz- und Auslandkunde ermöglicht worden ist, eine lange fühlbare Lücke unseres Schrifttums geschlossen zu haben. In rund 280 alphabetisch geordneten Einzelabschnitten wird versucht, den gesamten, heute volks- und wirtschaftspolitisch so überaus wichtigen Stoff darzubieten, der wegen der Verschiedenartigkeit der geographischen, historischen, kulturellen und politischen

Unterlagen und der Verbindungen zu den verschiedensten Disziplinen außerordentlich schwer zu übersehen ist. Die Darstellung vermittelt in den verschiedenen Einzelabschnitten nicht nur eine Uebersicht über die Verbreitung, Stärke und Herkunft der verschiedenen grenz- und auslanddeutschen Volksgruppen, sondern auch ihrer völkischen, kulturellen und wirtschaftlichen Lage sowie ihrer Organisationen und ihrer gesamten Tätigkeit. Neben dieser landschaftlichen Erfassung der einzelnen Teilgebiete wird zugleich eine Einführung in die systematischen Grundbegriffe geboten, die auch die in den Randbezirken gelegenen Fragen, wie Wanderungen, Minderheiten, Nationalitäten, Mundart usw. mit einbezieht. Auch die ausgedehnten Literaturnachweise mit rund etwa 1500 Buchtiteln seien in diesem Zusammenhang besonders hervorgehoben.

Es ist bei der Größe dieses Unternehmens, das die Kräfte eines Einzelnen fast übersteigt, verständlich, daß es sich bei dem Ganzen zunächst nur um einen ersten Versuch handeln kann, und daß sich infolgedessen ganz zwangsläufig noch allerhand Beanstandungen und Schwierigkeiten ergeben müssen. So erklärt sich von selbst die ungleiche Behandlung der einzelnen Gebiete, ebenso die Tatsache, daß vielfach Lücken geblieben sind, weiterhin, daß oft auch die angegebenen Tatsachen selbst in statistischer Richtung nicht immer ganz zuverlässig sind; auch macht sich vielfach der Mangel genügender eigener Kenntnis und Anschauung der behandelten Gebiete bemerkbar. Aber es muß doch allen diesen Einzelbeanstandungen gegenüber immer wieder betont werden, daß hier eine gewaltige Aufgabe durch großen Fleiß und außerordentliche Kenntnisse eines Einzelnen mit einem kühnen Griff sozusagen gelöst worden ist, und es bleibt gerade deswegen die Hoffnung, daß eine zweite Auflage, die wir dem Verfasser und dem Verleger im Interesse der Sache aufrichtig wünschen, diese mannigfachen kleinen Schönheitsfehler des ersten Unternehmens nach Möglichkeit beseitigt. Schon jetzt darf man sagen, daß ein sehr willkommenes Uebersichts- und Nachschlagewerk geschaffen worden ist, das breitesten Kreisen nunmehr rascheste Unterrichtung erlaubt und dessen weitere Ausgestaltung wir vom Gesichtspunkt gerade der nationalen Erhebung unseres Volkes und insbesondere unserer Schuljugend dringend begrüßen.

Prof. Dr. E. Wunderlich.

Carl Stemmler: „Die Adler der Schweiz“. Mit 73 Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers. Verlag: Grethlein & Co., Zürich-Leipzig.

Die europäischen Adler (Steinadler, Fischadler, Schlangenadler, Seeadler, Schreiadler, Zwergadler, Habichtsadler, Kaiseradler; die letzteren 5 als Durchzügler und Gäste) und Geier (Kuttengeier, Gänsegeier, Schmutzgeier, Lämmer- oder Bartgeier) sind in ihrem Bestande auf das schwerste gefährdet, ohne daß sich die Oeffentlichkeit darüber klar ist, welch großen Verlust die heimische Natur erleiden würde, wenn diese Großvögel vom Erdboden verschwinden. Leider geht die Hetze gegen Adler und Geier, die in Uebertreibungen ihrer Schädlichkeit für die Jagd und die Weidetiere, in unbewiesenen Behauptungen der Gefährlichkeit von Steinadler und Lämmergeier für den Menschen, ja in unverantwortlichen Erfindungen, Phantastereien und Lügen besteht, von Geschlecht zu Geschlecht weiter. Zahlen sind stark übertrieben. Auf deutschem Boden ist kein bezogener Steinadlerhorst mehr vorhanden, während es in Vorarlberg noch einige gibt. (Aus Württemberg ist bekannt, daß in der Zeit von 1675—1721 allein vom Forstpersonal 136 Steinadler und 17 Fischadler erlegt worden sind. Die Steinadler horsteten an den Felsen der Alb. Das letzte Paar wurde erst um 1820 auf dem Heuberg vernichtet.)

Um für die Erhaltung der erwähnten Großraubvögel mit Nachdruck einzutreten, hat der bekannte Schweizer Ornithologe C. Stemmler seine Beobachtungen und Feststellungen, von denen er selbst sagt, daß sie noch nicht abgeschlossen seien, für alle deutschen Naturfreunde in einem Buche zusammengestellt, in der Ueberzeugung, daß es im